



Ist ein Studium an der Universität zu praxisfern?

von Professorin Kerstin Pull

In Zeiten schlechter Arbeitsmarktlage mit einer Arbeitslosenquote von 10,4 Prozent in Deutschland werden auch die Studierenden zunehmend unsicher: Wird es mir gelingen, nach Abschluss meines Studiums einen attraktiven Arbeitsplatz zu erhalten und mich im Bewerberfeld durchzusetzen? Werden sich die Mühen meines Studiums lohnen?

Bildung als „Signalinvestition“

Während ein Hochschulstudium nach wie vor die beste Eintrittskarte in den Arbeitsmarkt zu sein scheint (die Arbeitslosenquote unter Akademikern liegt bei 2,6 Prozent und damit deutlich unter dem Durchschnitt), irritieren den einen oder anderen die Ergebnisse von Absolventenbefragungen: danach können Hochschulabsolventen nur einen geringen Prozentsatz ihres an der Uni-

versität erworbenen Wissens in der Praxis dann auch anwenden. Wie passt das zusammen?

1972 hat MICHAEL SPENCE eine viel beachtete Arbeit zu Bildung als „Signalinvestition“ vorgelegt, für die er 2001 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt: SPENCE argumentiert, dass Bildung selbst dann, wenn sie nicht produktivitätsrelevant ist, effizient sein kann. Die Idee ist – wie alle erfolgreichen Ideen – denkbar einfach: Geht man davon aus, dass Menschen von Natur aus in ihren Begabungen und Talenten verschieden sind, und unterscheidet man der Einfachheit halber zunächst einmal zwei Typen von Menschen. Solche, die schnell Informationen verarbeiten und Entscheidungen treffen können („Schnelle“) auf der einen und „Langsame“ auf der anderen Seite und unterstellt man, dass diese beiden Typen von

den Unternehmen bei der Einstellung nicht unterschieden werden können (auch nicht mithilfe noch so ausgefeilter Eignungsdiagnostiken), dann gilt: Solange die „Schnellen“ geringere Kosten bei der Signalerzeugung „Bildung“ haben als die „Langsamen“, weil sie weniger Zeit für ihr Studium investieren müssen, ist Bildung selbst dann sinnvoll, wenn sie die Produktivität nicht erhöht. Bildung wäre dann ein reines Signal, welches dazu dient, die Schnellen von den „Langsamen“ unterscheiden zu können. Dann wäre es letztlich egal, welche Bildungsinhalte vermittelt würden.

Widerspruch der „Bildungsproduzenten“

Während ein solch überaus zynischer Blick auf Bildungsinvestitionen zwar die Beschäftigung promovierter Physiker in Unternehmensberatungen erklären mag,

fordert er naturgemäß den Widerspruch der an der Bildungsproduktion Beteiligten heraus: Denn Hochschullehrer sind allgemein davon überzeugt, dass es eben nicht egal ist, welche Lehrinhalte sie vermitteln und bestehen darauf, dass Bildung auch einen sogenannten „Eigenwert“ (im SPENCESchen Sinne) hat. Hochschullehrer sind bemüht, Studierenden etwas beizubringen, das sie später in der Berufspraxis nutzen können. Sprechen die Ergebnisse der Absolventenbefragungen nicht hiergegen?

Nein, nicht unbedingt. Im Vordergrund eines Universitätsstudiums steht in der Regel nicht die Vermittlung jederzeit abrufbaren Detailwissens, sondern – so wird es auch im vorläufigen Gutachten zur Evaluation des BWL-Studiums in Tübingen lobend herausgestellt – die Vermittlung von methodischer Kompetenz, analytischem Denken und theoretischer Durchdringung. Diese Qualifikationen sind – so die Evaluationsagentur – „eine hervorragende Grundlage und Ausgangsbasis für anspruchsvolle berufliche Tätigkeiten“. Warum ist das so?

Im Studium wird zwar immer auch Wissen vermittelt und abgefragt, aber mehr noch werden die Studierenden dazu befähigt, selbstständig weiterzudenken, neues Wissen einzuordnen und kritisch zu hinterfragen. Vorlesungen liefern die Grundlagen hierzu; in Seminaren und während der Diplomarbeit lernt man, selbstständig an Probleme heranzugehen, den Stand des Wissens zu einer

neuen Frage zu recherchieren, zu präsentieren, einzuordnen und Stellung zu beziehen. Das sind letztlich genau die Fähigkeiten, die auch in der Praxis des Berufsalltags täglich unter Beweis gestellt werden müssen: Projekte sind häufig kurzfristiger als die Laufzeit einer Diplomarbeit, die Fragen dringlicher; aber die verlangten analytischen Fähigkeiten sind immer dieselben. Wenn Hochschulabsolventen angeben, nur einen geringen Prozentsatz ihres im Studium erworbenen Wissens anwenden zu können, ist das also nicht weiter beunruhigend. Die Vermittlung von „Handwörterbuchwissen“ kann spätestens in Zeiten einer sich stetig verkürzenden Halbwertszeit von Wissen und der Notwendigkeit „lebenslangen Lernens“ nicht Mittelpunkt eines Universitätsstudiums sein.

Die Sicht der Praxis

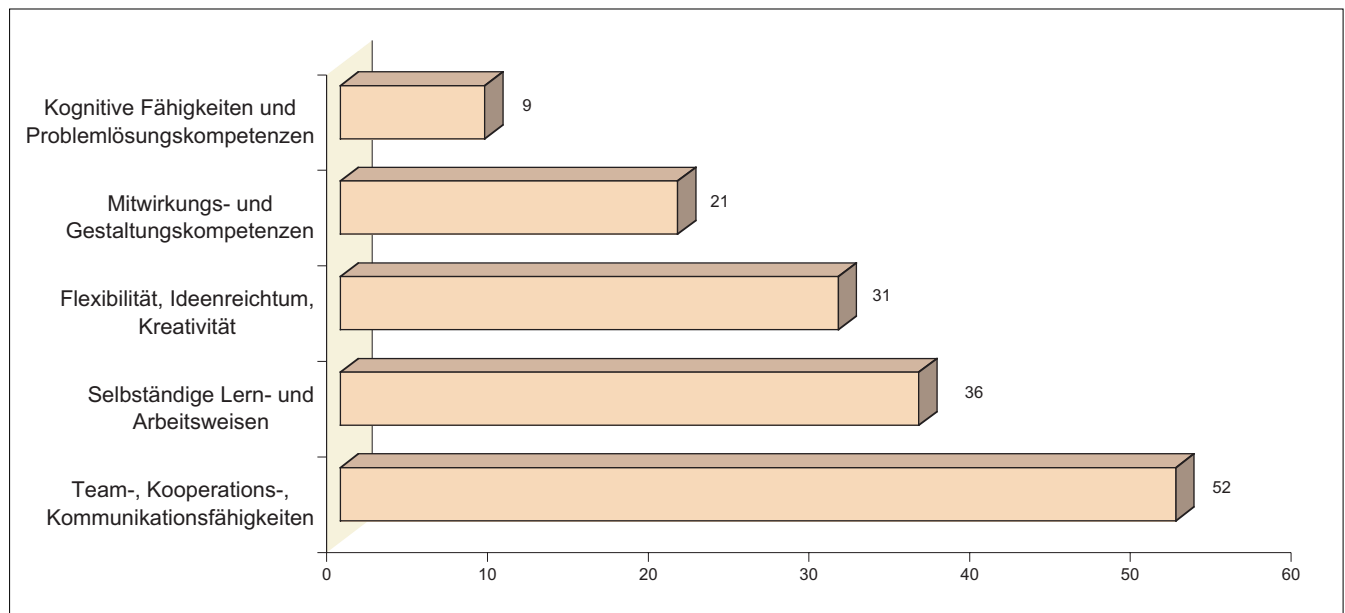
Dass die Forderung nach der Vermittlung von methodischer Kompetenz und analytischem Denken dabei durchaus auch von der Unternehmenspraxis geteilt wird, verdeutlicht das folgende Zitat eines Vorstandsmitglieds der RWE AG: „Nicht die Anhäufung von möglichst viel Detailwissen erleichtert den beruflichen Erfolg, sondern die Fähigkeit, auf der Basis einer belegten Fachkompetenz in einem Bereich neue Fragen aufzugreifen, andersartige Probleme zu lösen und auf diese Weise Beiträge

zur Entwicklung des Unternehmens in sich ändernden Märkten zu leisten“ (Büdenbender, zitiert nach Backes-Gellner/Krings 1997). Dass es sich bei diesem Praktiker-Zitat nicht um eine singuläre Meinung handelt, zeigt die aktuelle Stellenanzeigenanalyse des Bundesinstituts für Berufsbildung von 2001, in der sogenannten „Schlüsselqualifikationen“ eine wachsende Bedeutung zugesprochen wird: Neben kognitiven Fähigkeiten und Problemlösungskompetenzen gehört die Fähigkeit zu selbstständigem Lernen und Arbeiten, Kommunikationsfähigkeiten, Ideenreichtum und Kreativität (siehe Abbildung 1) – alles Dinge, die im Rahmen des Hochschulstudiums vermittelt werden. Entsprechend sollte auch die Studienplanung ausgerichtet sein (Auslandsaufenthalte, Praktika etc.).

Universitätsabsolventen schneiden einer IW-Unternehmensbefragung aus dem Jahr 1993 zufolge zwar systematisch schlechter ab als FH-Absolventen, wenn es um den Praxisbezug der in der Ausbildung erworbenen Kenntnisse und die Frage nach ihrer kurzfristigen Einsetzbarkeit geht; aufgrund ihres Vorsprungs im Bereich des analytischen, konzeptionellen Denkens wird ihre langfristige Verwendbarkeit in höheren Führungspositionen jedoch als systematisch höher eingeschätzt (Abbildung 2) – und genau darauf kommt es letztlich an.

Natürlich kann ein Universitätsstudium nicht alles leisten, was für einen erfolgreichen Einstieg ins Berufsleben nötig ist: Es

Abbildung 1: Schlüsselqualifikationen in Stellenanzeigen



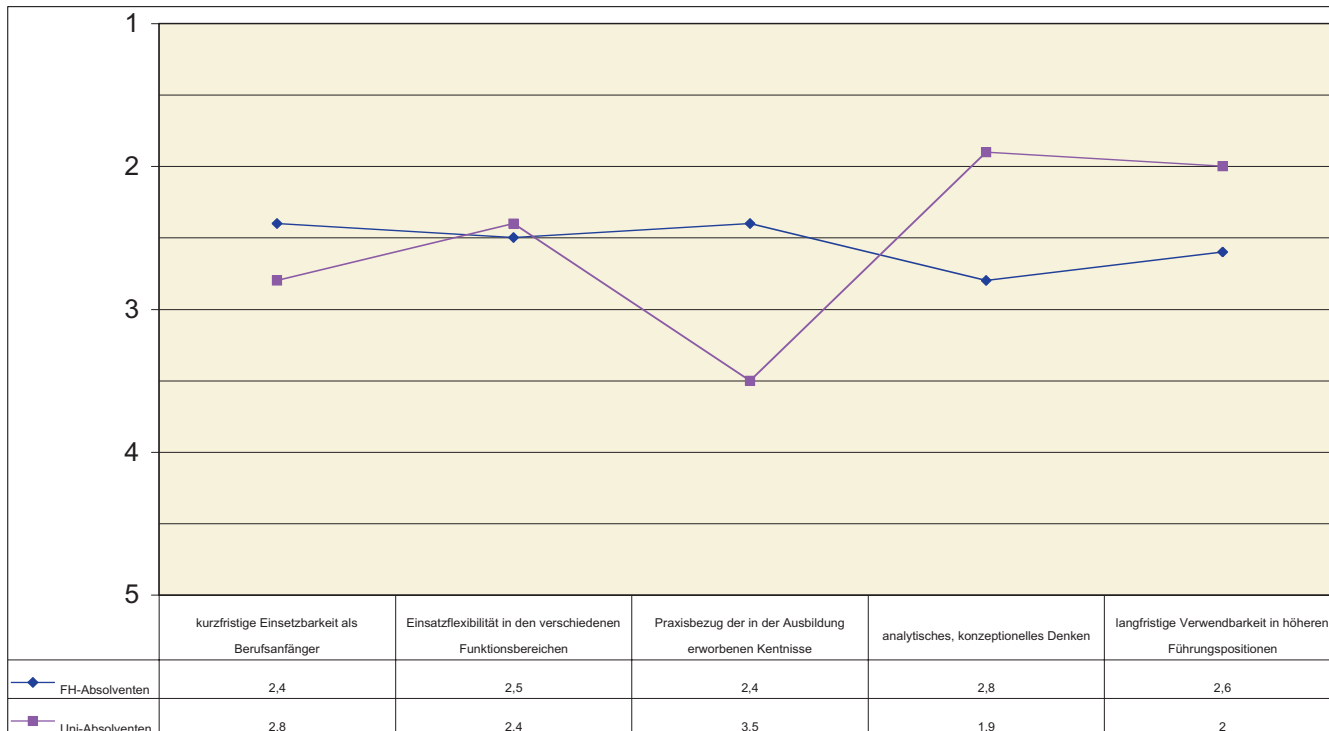


ist sicher sinnvoll, Praktika schon im Studium zu absolvieren, um Einblicke in die betriebliche Praxis zu gewinnen und sich besser orientieren zu können – nicht zuletzt auch in Ihrem Studium. Gerade bei der Absolvierung von Praktika dürfte je-

doch das Gesetz vom abnehmenden Grenznutzen gelten, sowohl was deren Signal- als auch was deren Eigenwert anbelangt: Das erste Praktikum bringt sehr viel, da man möglicherweise noch nie ein Unternehmen von innen gesehen hat, das

zweite vielleicht auch noch, was überall ähnlich zu sein scheint bzw. welche Unterschiede existieren; aber das dritte Praktikum dürfte schon kaum noch vergleichbar fundamentale Einsichten hinzufügen können.

Abbildung 2: Bewertung von Uni- und FH-Absolventen durch die Praxis



Quelle: Konegen-Grenier/List (1993: 14)